



Inge Beckel

ausgegrenzt und abgewertet

Standard versus Differenz
in Architektur und Städtebau der Moderne

Inge Beckel

ausgegrenzt und abgewertet

Inge Beckel

ausgegrenzt und abgewertet

Standard versus Differenz
in Architektur und Städtebau der Moderne

Das Buch fusst auf der an der ETH Zürich 2010 verteidigten Dissertation *Zur Konstruktion eines «normativen Nutzers». Standard und Differenz aus gendertheoretischer Perspektive – in Architektur- und Städtebaudiskursen der Deutschschweiz 1874–1965*; angenommen durch Marc Angélil, ETH Zürich, Brigitte Röder, Universität Basel, und Christina Schumacher, Fachhochschule Nordwestschweiz, und ist bis 2017 weiterentwickelt worden.

© eFeF-Verlag Wettingen 2018 www.efefverlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Grafik: Elisabeth Sprenger, Kilchberg

Druck und Bindung: Frick, Krumbach D

ISBN 978-906199-14-6

eFeF-Verlag

Inhalt

Vorwort, Fabienne Hoelzel	7
Einleitung	10
Konstruktion des ›normalen Nutzers‹	21
Fragmentieren – Verlust von Ganzheit	26
Spezialisieren	28
Auseinander nehmen	32
Zuteilen	36
Auslege-Ordnung	41
Es regt sich Widerstand	49
<i>Einschub: Zersiedelung</i>	54
Dichotomisieren – Geburt der Anderen	60
Die gute und die schlechte Seite	62
Ja-Nein-Logik	64
Das Andere als Spiegel	68
Entwerten von weiblich Verortetem	75
Entkleiden	83
<i>Einschub: Bodenkontakt</i>	90
Normalisieren – Latenter Monismus	96
Messbarkeit fördert Vergleichbarkeit	98
Vorfabrikation	103
Globalisierung	106
Funktion als Leitkriterium	109
Hegemoniale Männlichkeit	113
<i>Einschub: International Style</i>	118
Gleichwertigkeit in der Differenz	125
Wohlbefinden	128
Gemeinschaften	134
Das Ende der einen grossen Erzählung	140
Sich den Gegensätzen stellen	146
Unordnung aushalten	152
Anhang: Literatur, Bildnachweis, Dank, Personen	156

Gleichwertigkeit in der Differenz

For mainstream philosophers, feminist work in philosophy is scandalous primarily because it is unashamedly a political intervention. The philosophical myth, like the myth of natural science, is [...] that a philosopher's work is good to the extent that its substantive, technical content is free of political influence. (Alcoff/Potter, S. 13, zit. nach Klinger 2005, S. 329)

Sollen die Unterschiede und Besonderheiten, die Eigenarten und Brüche, generell die Differenzen, die im Laufe der Zeit aus Architektur und Städtebau ausgesondert und entwertet wurden, wieder einbezogen werden, müssen Architektinnen und Architekten wie auch Städtebauer und Städtebauerinnen ihnen erst einmal nachspüren. Ihre Fährten wieder aufnehmen. Welches sind Bereiche, welche durch die Moderne eine Entwertung erfuhren?

Der Tendenz nach gehören introvertierte und dunkle Raumbereiche dazu. Wurden doch ehemals steinige, geschlossene Fassaden niedergerissen und für Sonne und frische Luft geöffnet. Zurückgedrängt wurden auch genuin öffentliche Orte, Orte der Gemeinschaft und der Begegnungen. Orte, die nicht unmittelbar von Nutzen, von wirtschaftlichem Nutzen sind. Was ebenso an Wert und gesellschaftlicher Anerkennung verloren hat, sind das Verständnis und der Respekt gegenüber dem generell Anderen. Mit Blick auf die Welt der Formen ist es eine Ästhetik, die nicht dem *Mainstream* entspricht wie beispielsweise üppig geschwungene, barocke Formen. Weiter bezüglich gewisser städtebaulicher Setzungen, etwa Blockrandgevierte wie aus der Zeit um 1900. Letztere sind heute nur über Sonderbau-Regelungen möglich. Oder sogenannte überlange Zeilen, die grundsätzlich nur über Mehrlängenzuschläge bewilligt werden.

Im zweiten Teil des Buches werden unter fünf Stichworten Gedanken und Möglichkeiten formuliert, wie unsere gebaute Umwelt – Architektur und Städtebau – inskünftig etwas anders gedacht, gestaltet und gebaut werden können. Es werden Möglichkeiten skizziert, sie wieder anders anzupacken.

Dies geschieht natürlich längst hier und dort. Nichtsdestotrotz sollen diese abschliessenden Gedanken das Bild einer möglichen, etwas anderen Zukunft stärken und klarer, respektive greifbarer werden lassen. Wobei es nicht darum geht, nunmehr das Eine, heute Normale, zu verdrängen und durch ein Anderes zu ersetzen. Vielmehr geht es darum, mit Gegensätzlichem, Unterschiedlichem, vermeintlich Unvereinbarem leben zu lernen und dieses anzuerkennen. Und letztlich darum, Differenz als kulturellen Wert zu rehabilitieren.

Wohlbefinden

OH MANNOMANN EXTREM
 DEIN BODY BRAUCHT NE KREM [...]
 OIL MILK AND LOTION, COSMETIC EMOTION
 FLUFLUTSCHICUM [...]
 ODEURS, BONHEURS DE TOILETTE
 HAPPY NIGHT CREAM FÜR INS BETT
 MORGENS FRAICHEUR DU MATIN
 ALL DAS CONTRE LE CHAGRIN.

(Hug 1994)

In ihrem Ursprung schafft Architektur einerseits Schutz und ermöglicht andererseits Gemeinschaft. Sinnbildlich dafür stehen die Urhütte und eine Urzelle der Stadt. Eine Behausung schützt Menschen vor dem Wetter, vor Regen und Kälte. Ein Haus bietet Schutz vor wilden Tieren oder vor feindlich gesinnten Menschen. Heute schützt uns ein ruhiger Ort der Geborgenheit vor den Herausforderungen im Alltag, vor Hektik und Lärm, vor der Welt «dort draussen». Gleichzeitig haben sich Menschen seit jeher in Gemeinschaften, Gruppen, Familien oder Clans zusammengetan, haben sich organisiert und haben zusammen gewirtschaftet.

Versteht man das Wesen von Architektur als dritte Haut – nach der ersten, der physischen Haut, und der zweiten, der Kleidung –, können Offen- und Extrovertiertheit moderner und zeitgenössischer Bauten durchaus etwas Bedrohliches annehmen. So widerspricht die Bewegung des Auseinandernehmens und Öffnens der Moderne im Grundsatz dem menschlichen Bedürfnis nach Schutz. Wohl vor diesem Hintergrund ist eine Aussage des Architekten Theo Schmid in einem *Bauen+Wohnen*-Artikel von 1947 zu verstehen:

Diese lichten Räume in Verbindung mit der blühenden Vegetation ihrer Umgebung sind uns zu einer Selbstverständlichkeit und absoluten Lebensnotwendigkeit geworden. Wir dürfen dabei aber nicht stehen bleiben. Die machtvolle Extraversion muss im Wohnungsbau wieder gezähmt und in die richtig bemessene Schranke verwiesen werden. Begreiflicherweise äusserten sich die lang unterdrückten, neu gestaltenden Kräfte ihrem revolutionären Wesen nach anfänglich extrem. Nur wenige ihrer eigentlichen Urheber und Verteidiger vermochten schon von Anfang an Mass zu halten. Mehrheitlich ging es aber um das Einreissen der Mauern bis zur vollständigen Auflösung des Raumes. Eitle Extremisten propagierten das Haus als Abstraktion schlechthin (!). Wer die Möglichkeit hat, ein nach aussen vollständig umgestülptes Haus zu bewohnen, kann die Folgen solcher Einseitigkeit und Übertreibungen am eigenen Leibe leicht erfahren. Dann wird man gewahr, dass einem das ewige Zwiegespräch mit der Aussenwelt, einem immer gleichbleibenden splendiden und anspruchsvollen Alpen- und Seepanorama in gewissen Wetterlagen und Seelenstimmungen geradezu furchtbar auf die Nerven geben kann. (Schmid 1947, S. 55f.)

Fast fünfzig Jahre später bietet die Sängerin, Gesangskünstlerin und Songwriterin Dodo Hug insofern Remedur – versinnbildlicht im einleitenden Zitat –, als sie *oil, milk and lotion* nicht primär als Körper- denn vielmehr als Seelenpflege preist, nämlich *contre le chagrin*. Während in der Beschreibung von Architekt Schmid für den Betrachter seiner Umgebung der symbolisch fehlende Schutz moderner gläserner Bauten ein Grund für dessen Seelenverstimmung sein kann, macht Hug Körpermilch zu einer Art Ersatzschutz. Diese nährt im Liedtext nicht den Körper, sondern lindert den Seelenschmerz.

Extro- und introvertiert

Menschen sind Wesen mit wechselnden Gefühlen, schwankenden Hormonen und sind stets sich verändernden Umwelteinflüssen ausgesetzt – seien diese zwischenmenschlicher, wirtschaftlicher, sozialer, politischer, klimatischer oder sonstiger Natur.

Es gibt Momente, da geniessen wir die freie Natur, wir tanken Kraft beim Anblick spriessender Blüten oder von gleissender Luft an einem heissen Sommertag. Es gibt Momente, da lieben wir die Dichte einer Metropole und das Gewühl eines Bazars oder Einkaufszentrums. Es gibt Augenblicke, in denen uns der Panoramablick durch offene, transparente Glasscheiben beflügelt und uns ein Gefühl der Weite und Freiheit gibt.

Aber es gibt ebenso Momente, in denen wir uns zurückziehen. In denen wir nicht wissen wollen, was dort draussen in der Welt passiert. Momente, in denen wir uns sammeln müssen, re-kreieren. In jedem Leben gibt es Augenblicke, die sich durch das Bedürfnis nach Ruhe auszeichnen. Individuell ist, wieviel wir davon brauchen. Gewisse Menschen brauchen wenig Ruhe, andere brauchen sehr viel. Menschen sind grundsätzlich verschieden voneinander.

Nun sind offene, transparente Räume tendenziell extrovertiert – Räume mit einem grossen Wandflächenanteil demgegenüber introvertiert.

In der Schweizer Erstausgabe von *Bauen + Wohnen* hat die Autorin Silvia Kugler fast manifestartig geschrieben:

Sie muss so alt sein wie die Menschheit selbst, diese Freude und diese Sehnsucht, sich einen heimlichen Ort zu schaffen, der uns ganz gehört und in welchem unsere Persönlichkeit sich ausdrücken mag,

wo wir geborgen sind vor der Unbill der Witterung ebenso sehr wie vor der Missgunst der Menschen. (Kugler 1947)

Der Moment dieser Zeilen 1947 war geprägt von physischem wie geistigem Wiederaufbau. Doch wird in den Jahren und Jahrzehnten nach 1945 die moderne Architektur, die Jahre zuvor nur als Einzelstücke, sozusagen als architektonische Juwelen, die Siedlungslandschaften prägte, plötzlich zum Massenprodukt. Dem Architekten Schmid vergleichbar wog auch der Däne Kay Fisker Vor- und Nachteile dieser Entwicklung gegeneinander ab:

Geborgenheit, Raumgefühl, Rücksichtnahme auf Orientierung, Aussicht, Natur, Gliederung des Grundrisses nach der Funktion der verschiedenen Räume bedeuteten eine entschiedene Abkehr von Symmetrie, starrer Ordnung und Monumentalität. [...] Und so ist der Funktionalismus als eine befreiende und notwendige Säuberung zu betrachten, welcher sturmartig die verschütteten Kräfte zu neuem Leben aufweckte. Aber zu vieles wurde über den Haufen geworfen. Die Entwicklung verlief auf einem zu schmalen Pfad, gekennzeichnet durch innere Armut, Schablonenhaftigkeit, ja Unmenschlichkeit. (Fisker 1948, S. 132f.)

In jene frühe Nachkriegszeit fällt weiter eine Ausstellung im Kunsthaus Zürich über das finnische Architektenpaar Aino und Alvar Aalto. In einer Ausstellungsbesprechung finden sich folgende Zeilen:

«Der Architekt ist kein Spezialist – er ist Synthetiker». Die Baukunst berührt alle Lebensgebiete; eine Spezialisierung, wie sie sich in den meisten Wissenschaftsgebieten herausbildet, führt hier zu keinen guten Resultaten. Die Spezialisierung – die uns zu einer Lebensform führt, wo wir mehr und mehr wissen über weniger und immer weniger – zersplittert das Spielfeld der inneren Wechselwirkungen des Menschenlebens. (PBV 1948, S. *44*)

Vier Standbeine guter Architektur

Zersplitterung, Fragmentierung, in beruflicher Hinsicht Spezialisierung, so lauten die Schlagworte des Trennens, die ausführlich aufgerollt wurden. Sie sind wesentliche Charakteristika der Moderne. Werden aber Territorien und Gebiete definiert, müssen Grenzen gezogen werden. Denn erst Grenzen, eigentliche Demarkationslinien, erst die

«Enden» von Territorien definieren sie als zusammenhängende Gebilde. Damit wird gleichzeitig und notwendigerweise ein Innen und ein Aussen definiert. Erst jetzt gibt es Bereiche, Menschen und Dinge, die innen liegen – dazu gehören – und solche, die nicht dazu gehören, aussen liegen.

Es geht um die Demarkationslinie zwischen dem, was ist und sein sollte, und jenem, was nicht (mehr) sein sollte. Zwischen dem Guten, Richtigen und Gültigen einerseits und dem Ungewollten, dem Schlechten respektive Minderwertigen andererseits. Im Bauen der Moderne wurde das Geschlossene, das In-sich-Gekehrte, das Dunkle tendenziell ausgegrenzt respektive ausgesondert. Es sollte dem transparent Offenen, dem Extrovertierten und Hellen Platz machen.

Waren ehemals alle Situationen oder Atmosphären mehr oder weniger gleichberechtigte «Seinsmöglichkeiten» der Architektur, verliert das Geschlossene und Dunkle im Zuge ihrer «Modernisierung» an Präsenz. Oder, wie weiter vorne ausgeführt, wurde *venustas*, die Schönheit des Gebauten, wegen der Priorisierung der Funktion herabgestuft – während *firmitas*, die Festigkeit, notwendigerweise stets zu berücksichtigen war und ist. Infolgedessen gilt es heute erstens, diese in ihrem Wert vernachlässigten oder sogar ausgegrenzten Qualitäten in Architektur und Städtebau wieder zuzulassen und erneut einzubinden.

Die Philosophin Andrea Maihofer sinnierte einmal, ob dereinst das Wohlbefinden zu einem Kriterium oder gar Leitmotiv in der Bewertung der Umwelt avancieren könnte (Maihofer 2005). Geist und Verstand sowie Emotionalität und Sinnlichkeit können nicht wirklich voneinander getrennt werden. Vielmehr gehören sie zusammen, geht man davon aus, dass «*the mind the result of the senses is*» (Krishnamurti 1982). Oder, wie sich Aichinger in der in der Einleitung zum Buch zitierten Passage ausdrückt: «Wenn es doch endlich einmal gelänge, in unserer Sprache ein Wort einzuführen, welches Denken und Fühlen nicht trennt.» (Aichinger, zit. nach Meier-Seethaler 1997, S. 5) Zweitens sollte sich folglich zur funktionalen Nützlichkeit, der Zweckhaftigkeit von Bauten, weiter der Festigkeit sowie der Schönheit – den drei Vitruvianischen Standbeinen guter Architektur – eine vierte Komponente gesellen: eine sinnliche, auf das menschliche Sein, auf

der Menschen Wohlbefinden gerichtete. Im Wohlbefinden schliesslich finden sind Anteile von Geist und Verstand einerseits und Emotionalität und Sinnlichkeit andererseits vereint.

Gemeinschaften

Sehen wir die Stadt als den Ort, in dem individuelle und kollektive Sphären sich treffen, so ist das Kennzeichen wirklicher Städte das Verhältnis zwischen dem ICH und dem DU. Es ist diese ICH- und DU-Beziehung, die heute wieder angebahnt werden muss. Keine Maschine kann die körperliche Nähe ersetzen, weder Telephon, noch Radio, noch Fernsehen. (Giedion 1956, S. 71)

Architektur und Städtebau bieten Menschen Schutz oder Komfort und ermöglichen Gemeinschaft. Doch ist es erst die Gemeinschaft von Menschen, die die einzelnen Bauten wie auch Städte zum Leben erweckt. Dies stellte als schon älterer Herr auch Sigfried Giedion, einst Generalsekretär der CIAM, Congrès Internationaux d' Architecture Moderne, und Verfechter eines entflechteten, ausgedünnten Städtebaus, in den 1950er-Jahren fest.

Giedion vergleichbar, thematisiert der amerikanische Architekt Albert Pope eine der Zersplitterung moderner Städte entgegengesetzte, andere Herangehensweise zur Stadt. So kommt er in seinem Buch *Ladders* zum Schluss, dass die zentrifugalen Bewegungen der Moderne, wie Pope sich ausdrückt, die sozialen Orte in Architektur und Städtebau entleert hätten (Pope 1996). Diese Entleerung habe dazu beigetragen, dass heute, besonders in den USA, gemeinschaftliche, öffentliche Orte oft als gefährlich empfunden werden.

Mehr Masse

Pope umschreibt zentrifugal als eine Bewegung aus dem Kern des Gebauten heraus an die Ränder und weiter ins Umfeld hinaus: Nutzungen werden ausgebreitet, Häuser aus ihren Verbänden gelöst und als Einzelobjekte, als Solitäre inszeniert. Weiter analysiert Pope die Verkehrsinfrastrukturen modern angelegter Städte als hierarchisch. So führen Quartierstrassen auf Hauptstrassen, diese in übergeordnete Verkehrsknoten und dann in die jeweiligen Zentren. Die übergeordneten, überregionalen Hauptverkehrsachsen verlaufen im Prinzip über die Zentren der Städte.

Damit sind sie wie Bäume²¹ angelegt: Denn fährt man aus einem Quartier in die benachbarte Stadt, führt der Weg im Grundsatz übers Zentrum. Sinngemäß vom Ästchen, angelegt als Sackgasse, zurück über die Hauptäste der Hauptverkehrsadern, dann über den Stamm

²¹ Der Vergleich verweist auf: Alexander/Ishikawa/Silverstein 1977.

– als Knoten im intermetropolitanen Verkehrsnetz der Zentren – zu den Hauptverkehrsadern alias grösseren Äste der Nachbarstadt bis zum Ziel, eventuell wieder in einem als Sackgasse konzipierten Ast.

Beim modernen Stadtkörper als zusammenhängendem Gebilde zeichnet Pope die gegenteilige Bewegung nach, die er zentripetal nennt. Im Gegensatz zu den zentrifugalen, dem Kern entfliehenden Kräften implodiert der Stadtraum sinngemäss im Innern. Dies infolge der Konzentration auf seinen verengten Zentrumsbereich. In Popes Worten:

The centripetal grid [...] is a bound figure. Its extent is known and limited. As opposed to the expansive or explosive character of the centrifugal grid, the force of the centripetal grid is contained and implosive. It is a closed, contracted system that introjects «the boundaries of the world into the interior of the work». (Pope 1996, S. 23)

Das Gegenteil des sich im Zentrum verengenden, implodierenden Stadtraums – der Logik eines Baums folgend – sind offene Netzwerke, *centrifugal grids*. Solche Raster prägen beispielsweise europäische Blockrandviertel aus der Zeit um 1900. Hier gelangt man, als Fussgänger, Velofahrerin oder Automobilist, über verschiedenste Wege von Ort «A» zum Ort «B»: Man fährt etwa zuerst zwei Blöcke geradeaus und dann rechts – oder zuerst rechts und dann zwei geradeaus – oder gar geradeaus, rechts und wieder geradeaus.

Verschiedene Wege führen ans Ziel. Die Palette an Verbindungsmöglichkeiten erhöht den Faktor zufälliger Begegnungen. Denn das eigene Zur-Arbeit-Gehen, Einkaufen, Zum-Sport-Gehen, Heimkehren, Ins-Kino-Gehen wird mit der Möglichkeit überlagert, auf dem Weg einen Bekannten oder eine Freundin zu treffen. In einem offenen Netz ist diese Wahrscheinlichkeit sehr viel grösser als in einem baumartigen System, das aus der eigenen Strasse, einer Sackgasse, ins Zentrum führt.

Bin ich also in einem hierarchisch angelegten System unterwegs, führt generell ein Weg an ein Ziel. Bin ich demgegenüber in einem netzartigen Raster von Strassen unterwegs, führen viele Wege ans Ziel, was abwechslungsreicher ist. Nun führen die sich mit grösserer Wahrscheinlichkeit überlagernden Begegnungen in offenen Netzen nicht nur zu menschlichen Verdichtungen, sondern ebenso zu baulichen – generell zu mehr physischer, Materie gewordener Masse.

Albert Pope ist der Meinung, dass heutige, nach modernen Grundsätzen errichtete Städte mehr Masse brauchen. Womit er nicht alleine ist, denkt man an die Zersiedelungen in vielen Siedlungsräumen – und der Forderung nach ihrer Verdichtung. Während bei uns verdichtetes Bauen in der Regel als Massnahme zur Schonung der Landschaft propagiert wird, findet sich das Phänomen der Masse als Qualität städtischen Lebens erst seit kürzerem in den Diskussionen wieder. Dabei ist von Urbanität die Rede.

Orte des Geschehens

Das Phänomen der physischen Masse ist das Eine. Ein anderes Phänomen, das moderne Stadtsysteme prägt, ist ein symbolisches. Durch die Verdichtung in den Zentren – insbesondere bezüglich ihrer wirtschaftlichen Dichte, dem *Business* –, gilt das Zentrum als den Aussenquartieren und Agglomerationen sowie dem «Land» überlegen. Ergo, das Zentrale als dem Lokalen überlegen. Was einmal mehr eine Hierarchie widerspiegelt.

Vergleichbar dem zitierten Votum des Architekten Pope für offene, ahierarchische Netze plädiert beispielsweise auch die Humangeografin Sallie Marston für sogenannte *flat ontologies* (Marston / Woodward / Jones III 2007). Und damit ihrerseits für ahierarchische, flache Strukturen, sowohl gesellschaftlicher als auch räumlicher Organisation. Was hinsichtlich der Dichotomie lokal versus global bedeutet, das Lokale – konkret lokale Orte mitsamt ihren Aktivitäten und Ereignissen – als dem Globalen gleichwertig zu betrachten.

Hier sei die Bemerkung erlaubt, dass auch globale Ereignisse stets an einem konkreten, lokalen Ort stattfinden. Exemplarisch erwähnt sei das World Economic Forum WEF, das alljährlich im Januar im Kur- und Sportort Davos abgehalten wird. Dass es real stattfindet, zeigt sich an den stets vollends ausgebuchten Fremdenbetten in jenen Tagen. Der im Hochtal stattfindende Anlass stösst auf ein räumlich begrenztes Angebot der Tourismusdestination. Auf Hotelbetten in St. Moritz oder Zürich kann dabei nicht ausgewichen werden, sind diese Orte doch schlicht zu weit weg. Es sind letztlich ausnahmslos authentische, haptisch fassbare Orte, die das Leben der Menschen im Alltag bestimmen. Sie sind konkret, und sie sind einmalig.

Die ‹soziale Anschauung›

Stadt- oder Dorfräume und -plätze sind Orte der Gemeinschaft. Sie sind eine zivilisatorische Errungenschaft, die heute vermehrt bedrängt oder offen in Frage gestellt wird. Denn attraktive öffentliche Räume lassen sich gut an potente Sponsoren vermieten – und damit leere öffentliche Kassen füllen. Bei derlei Anlässen werden diese Orte oder Plätze abgeriegelt und geschlossen, für die Öffentlichkeit gesperrt. Öffentliche Räume werden privatisiert – wenn auch nur für begrenzte Zeit.

Damit lassen sich öffentliche Räume aber plötzlich kontrollieren: Zugelassen wird, wer eingeladen ist. *Öffentlichkeiten demgegenüber sind gemäss ihrem Wesen und ihrem Verständnis unkontrollierbar.* Das ist wohl eines ihrer wesentlichen Charakteristiken. Was sie ausmacht, ist ihre Durchmischung, ihre Vielfalt und Buntheit. Ihr Chaos und ihre Überraschungen. Das Unerwartete, ihre wörtliche Lebendigkeit. Mit Momenten, wo man dem Noch-nie-Gesehenen begegnen kann.

Wir müssen gewillt sein, diese Öffentlichkeit zuzulassen – in Planungs- und Bauprojekten beispielsweise mittels partizipativen Verfahren.

Wir müssen diese Öffentlichkeit zuweilen auch verteidigen – und mit ihr die öffentlichen Orte. Der Kampf um diese Orte aber ist nicht neu.

Vor über einhundert Jahren schrieb ein ebenso aufmerksamer wie besorgter Professor Paul Weber im *Heimatschutz*:

Zwei grosse Strömungen gehen durch unsere Zeit hindurch: einerseits die neue soziale Anschauung, die es als ein Unrecht gegen die Allgemeinheit empfindet, wenn ein einzelner rücksichtslos die Schönheit eines bisher harmonischen Strassenbildes, eines Platzes, eines ganzen Ortes vernichtet oder dessen Umgebung durch egoistische Ausbeutung verschändet, auf der anderen Seite die alte römische Rechtsanschauung, wonach dem einzelnen ein unbeschränktes Verfügungsrecht über sein Eigentum zusteht. (Weber 1911)

Weber stellt das Recht der Allgemeinheit und Öffentlichkeit jenem des Einzelnen gegenüber. Heute wird Letzterem im Grundsatz das Vorrecht eingeräumt. Auch im Schweizer Rechtsstaat geniesst Privateigentum sehr hohe Priorität. Es bedeutet beispielsweise eine grosse Herausforderung, das Recht der Allgemeinheit auf ein ‹harmonisches Strassen-

bild› – so Webers Worte – zu verteidigen, wenn die Eigentümer der dieses Strassenbild ausmachenden Häuser dazu nicht gewillt sind. *Wir müssen uns wohl vermehrt wieder dafür einsetzen, unser gebautes Umfeld so gestalten zu können, dass Öffentlichkeit und Gemeinschaft an Gewicht und Einfluss gewinnen.* Und lernen, diese Schwerpunktsetzung nicht als Einschränkung oder staatliche Bevormundung zu begreifen, sondern als zwischenmenschlichen Gewinn. Und schliesslich müssen Fachleute lernen, dass auch Nicht-Fachleute ihre Erfahrungen und – berechtigterweise – Wünsche der Umwelt gegenüber haben.

Das Ende der einen grossen Erzählung

Jene Kunstepochen, die am sichersten Zeit zu überwinden scheinen, scheinen aufs exakteste [...] den Stufen der Vergänglichkeit eingeschrieben und eingekerbt zu sein. Je höher ein Kunstwollen wächst, einem Baume ähnlich, desto gründlicher scheint es Wurzel fassen und mit der Vergangenheit aufs penibelste sich einlassen zu müssen. Die ewigen Gedanken sind fast ohne Ausnahme kurzfristig innegehabte und innegehaltene Gedanken. (Vogt 1955, S. 261)

Derart sinnierte Adolf Max Vogt einmal, nach dem Verhältnis von Architektur und Zeit fragend. Vogt stellte sich gegen die Vorstellung von Architektur als einer universellen Konstante. Vielmehr plädierte er für eine Verankerung des kulturellen Schaffens in der jeweiligen Jetzt-Zeit. In anderen Worten votierte Vogt gegen ein Über-der-Zeit-Stehen, indem er sich generell für das Eingebundensein im zeitlich sich verändernden, dynamischen Verlauf der Geschichte ausspricht – für ein In-der-Zeit-Sein.

Das bedeutet, dass es keine ewig gültigen Standards gibt – und nicht nur eine grosse Erzählung. Vielmehr ein kontinuierliches Patchwork aus unterschiedlichsten Versatzstücken aus unendlich vielen Leben – und Lebensgeschichten. Dieses Buch repräsentiert die Sicht einer weissen heterosexuellen Frau Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts. Es bedeutet im konkreten Fall, Aspekte eines mittelständischen, -europäischen, intellektuellen Frauenlebens einzubeziehen.

So steht das denkende Subjekt weder jenseits von Herkunft, Sozialisation, Sexualität noch von Hautfarbe, wie die Genderforscherin Franziska Schutzbach in *Die Wochenzeitung* Ende 2016 richtigerweise in Erinnerung ruft (Schutzbach 2016, S. 20). Gleichzeitig stellt das Thema oder die Frage nach der Verdrängung der Weiblichkeit aus dem Symbolischen bis heute eine Provokation dar, meint jedenfalls Vojin Saša Vukadinović:

Das bis heute uneingeholte Werk [Irigarays *Speculum*, 1974] ist eine bleibende, produktive Provokation geblieben; allein der Titel, welcher der gynäkologischen Praxis entnommen ist, erregt bis heute psychoanalytische Gemüter, während der scharfsinnige Inhalt die persistente Frage nach der Verdrängung der Weiblichkeit aus dem Symbolischen stellt. (Vukadinović 2015, S. 88)

Heute gilt demzufolge, weiblich konnotierte Versatzstücke oder – mit Verweis auf Luce Irigaray – aus dem Symbolischen verdrängte Weiblichkeit zu rehabilitieren. Die Provokation aber liegt nicht allein im von Irigaray gewählten Titel. Was Woolf Ende der 1920er-Jahre beobachtete, währt fort, nämlich:

Wenn ein Thema höchst umstritten ist – und das ist jede Frage, bei der es um die Geschlechter geht –, kann man nicht hoffen, die Wahrheit zu sagen. Man kann lediglich zeigen, wie man zu seiner

Meinung gekommen ist, welche es auch immer sein mag. Man kann seiner Zuhörerschaft nur die Möglichkeit geben, ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen, wenn sie die Grenzen, die Vorurteile und Eigenarten der Vortragenden bemerken. (Woolf 2012, S. 6f.)

Fehlendes Bewusstsein

Um der Leserschaft die Möglichkeit zu geben, ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen, sei hier in wesentlichen Zügen skizziert, wie die vorangegangenen Gedanken zu den daraus resultierenden Überzeugungen geführt haben. So vor allem zur Überzeugung, dass im Zuge der Modernisierung weiblich konnotierte Aspekte, Elemente und Qualitäten aus Architektur und Städtebau verdrängt oder ganz ausgegrenzt wurden. Erneut geht es um Hierarchien. Respektive um die Unterdrückung von nicht hegemonialen Ordnungen.

Als Sinnbild für eine nicht hierarchische Gesellschaftsordnung – worin wohl auch der ausdrückliche Wunsch dazu liegt – hat der australische Sender SBS, mit Blick auf das eigene Kürzel der drei Buchstaben SBS, einmal die Umschreibung *six billion stories* geprägt. Denn *down under* gibt es viele Geschichten: die Geschichte der Aboriginies, jene der kolonialen Eroberer, der Sträflinge und einfachen Einwandererinnen, jene der Migrantinnen aus dem 20. Jahrhundert, jene der in Australien geborenen Kinder von Einwanderern; dann jene der Touristen, der Sprachschülerinnen und Handelsreisenden – und Millionen mehr.

Rafik Schami, seit über 40 Jahren in Deutschland lebender syrischer Schriftsteller, lotet in einem Essay das Bewusstsein von Minderheiten gegenüber Mehrheiten aus (Schami 2016). Sich selbst bezeichnet Schami als ein in doppelter Hinsicht einer historischen Minderheit Angehöriger: nämlich als Aramäer unter Arabern und als Christ unter Muslimen. Vor dem Hintergrund der 2016 und 2017 fortdauernd aktuellen Flüchtlingsströme aus Syrien oder dem Irak sowie genereller Migrationsbewegungen aus dem Süden in nördliche Hemisphären, fänden sich Menschen mit Minderheitenerfahrungen im Exil besser zurecht als Angehörige von Mehrheiten, so Schamis Beobachtung. Denn Mehrheiten-Angehörigen fehle die Übung der Jahrtausende; nunmehr als Minderheitenangehörige in einer ihnen fremden Mehrheit.

Als Mehrheiten-Angehöriger sieht Schami beispielsweise katholische Italiener oder sunnitische Ägypter.

Geht man von einer Verdrängung des Weiblichen aus dem Symbolischen aus, wie von Irigaray konstatiert, so können Frauen symbolisch als Minderheit wahrgenommen werden. Obwohl sie zahlenmässig weltweit die Mehrheit stellen. Doch indem sich eine Frau in vielen Bereichen als Andere wahrnimmt, ja wahrnehmen muss – da ihr symbolischer Anteil ausgegrenzt und entwertet ist –, erlebt sie sich, in Schamis Worten, als Minderheiten-Angehörige. Während Mehrheiten in der Regel ihr Status als Mehrheiten-Angehörige nicht bewusst ist; ausser sie befinden sich in einem – realen oder symbolischen – Exil. Als Mehrheiten-Angehörige nehmen sie sich und ihr Umfeld als normal wahr. Ohne sich darüber klar zu werden, dass dieses ihr Leben mitsamt den Gewohnheiten, Rechten und Pflichten nur eine Möglichkeit zu leben darstellt. Eine unter vielen. Und dass die Normalität und Selbstverständlichkeit, mit der sie ihr Leben wahrnehmen, nur dann normal und selbstverständlich sind, wenn sie Teil dieser Mehrheit sind.

Dieses Bewusstsein, Angehöriger einer Mehrheit zu sein, dieses Bewusstsein, hegemonial in der Gesellschaft verankert zu sein, fehlt meist jenen, die dieses Privileg geniessen. Mit der Konsequenz, dass sie oft arrogant – oder vielleicht eher ignorant – mit Minderheiten umgehen.

Geflecht aus grossen und kleinen Geschichten

Wünschens- und erstrebenswert wäre demgegenüber ein Umgang als gleichwertige Partnerinnen und Partner. Auch wenn die Anderen zahlenmässig oder qualitativ, auf einer symbolischen Ebene betrachtet, in der Minderheit sind. Denn ganz grundsätzlich gibt es wohl stets grössere – und damit stärkere – und kleinere, weniger einflussreiche Gruppen innerhalb von Gesellschaften, eben Mehrheiten und Minderheiten.

Dass in einer Gesellschaft grössere Gruppen oft mehr Einfluss wahrnehmen, ist folgerichtig – aber nicht zwingend, wie das Beispiel der hegemonialen Männlichkeit zeigt. Wichtig ist, dass Transparenz herrscht und Entscheidungsprozesse entlang dieser Grössen- und Machtverhältnisse nachvollzogen werden können. Und dass eine Mehrheit nicht

vorgibt, die durch sie herbeigeführte Situation sei naturgegeben – und unumstösslich. Sondern vielmehr das momentane Resultat eines gesellschaftlichen Prozesses widerspiegelt, der nicht abgeschlossen ist, sondern im Fluss ist und bleibt (Fraser/Honeth 2003).

Wünschenswert wäre ein Zusammengehen der grossen und der vielen kleinen Geschichten, ja der Geschichtsfetzen «bis ein weltweites Geflecht entsteht, das alle Sprachen und Erzählungen mit allen anderen verbindet» (Hug 2016), so ein Bild des französischen Romanciers, Dichters und Philosophen Édouard Glissant (1928–2011). Der auf Martinique Geborene spricht von Kreolisierung. Kreolisierung als ein «Prozess, in dem aus einer Begegnung etwas Neues entsteht. Dieses Neue ist aber kein dominanter Code, der alles andere zum Schweigen bringt» (Hug 2016/Glissant 2005).

Der 1947 in Tunesien geborene Fathi Triki schliesslich denkt über eine Philosophie des Zusammenlebens nach, die, so Triki, auf zwei Einsichten fusse, nämlich:

Die erste bestärkt die Bedeutung der Vielfalt als Antwort auf die Globalisierung, ganz im Gegensatz zur traditionellen Philosophie, deren Fokus immer das «Eine» und «Identität» waren. Die zweite betont das Individuum als solches und seine Freiheit, und zwar radikal als die des Individuums und nicht nur als die des Bürgers verstanden.

(Merk/Gall 2017, S. 21)

Triki setzt Vielfalt dem Phänomen der Globalisierung gegenüber. Während Globalisierung die Streuung des Gleichen oder Ähnlichen über den gesamten Globus bedeutet, wird das Regionale oder für einen Ort Spezifische verdrängt. Regionales und Spezifisches aber machen in der Gesamtheit betrachtet – als den Erdball umspannendes Phänomen – letztendlich Vielfalt aus.

Der Tunesier spricht im Zitat gleichzeitig Identität und – mit ihr verbunden – das «Eine» an, wobei seiner Meinung nach beide Begriffe in der Logik der traditionellen (westlichen) Philosophie zu den Prämissen und Wegbereitern von Globalisierung zählen. Denn wird das Eine als Vorstellung des Richtigen respektive Gültigen – als Repräsentant der besseren Hälfte – verstanden, wird dieses Eine tendenziell auf der ganzen Welt nachgefragt. Akzeptieren wir demgegenüber das Eine und

das Andere und folglich zahlreiche verschiedene Identitäten, kann Vielfalt bestehen oder entstehen.

Vielfalt vereint viele Identitäten und damit viele Geschichten. Sollen diese nun miteinander in Beziehung stehen und gerade nicht als fragmentierte, voneinander isolierte Entitäten nebeneinander verstreut liegen, müssen sie in der einen oder anderen Art miteinander verbunden werden oder verflochten sein. Ein Geflecht oder auch Gewebe kann als Bild und Symbol für eine Zusammenschau der verschiedensten Geschichten dienen, ohne dass diese voneinander getrennt zu sein haben. Vielmehr sind die (Geschichts-) Fäden miteinander verbunden, fest oder eher lose. Gewebe sowie Geflechte repräsentieren das Eine und gleichzeitig das Andere.

Sich den Gegensätzen stellen

Ich glaube, dass demjenigen, für welchen der enge Rationalismus seine Ueberzeugungskraft verloren hat und dem auch der Zauber einer mystischen Einstellung, welche die äussere Welt in ihrer bedrängenden Vielfalt als illusorisch erlebt, nicht wirksam genug ist, nichts übrig bleibt, als sich diesen verschärften Gegensätzen und ihren Konflikten in der einen oder anderen Weise auszusetzen. (Pauli 1959, S. 4)

Im Durcheinandertal der Stile, titelte die Kunsthistorikerin Katharina Medici-Mall ihr Werk über den Schweizer Architekten und Kritiker Peter Meyer (Medici Mall 1998). Ob wohl oder übel, ob gewollt oder dazu gezwungen müssen Menschen sich mit dem Durcheinander auseinandersetzen. Müssen mit Chaos, Ungleichzeitigem, auch mit Hässlichem leben. Mit Blick aufs Bauen, meint Meyer:

Statt dass wir im furor paedagogicus, für den wir Schweizer besonders anfällig sind, alle unsere Mitbürger durchaus auf die höchste, ernstlich nur dem kunstgebildeten Intellektuellen angemessene Stufe des Geschmacks hinaufheben wollen, sollte man sich bemühen, das den verschiedenen Gruppen und Stufen spezifisch angemessenen Formen-Inventar innerhalb seiner eigenen Art zur höchstmöglichen Qualität zu entwickeln – also auch hier Mannigfaltigkeit, statt Uniformität.

(Meyer 1941, S. 118)

Es gilt, unser Zusammenleben so zu gestalten, das es aus und mit allen unterschiedlichen Bruchstücken und Fragmenten zusammengesetzt und aus allen aufgebaut ist. Und diese in grössere Erzählungen, also zusammenhängende Geschichten einzubinden. Ganz grundsätzlich gilt aber: *Eine grosse Erzählung gab es nie, gibt es nicht und wird es nie geben. Was vielmehr geschieht – um eine solche zu suggerieren –, ist, dass die eine oder andere, dem *Mainstream* zuwiderlaufende Geschichte unterdrückt oder eben ausgegrenzt wird.*

Besser, da insgesamt lebensbejahender, ist es, sich den Gegensätzen zu stellen. Der Physiker Wolfgang Pauli hat sich 1959 in der *Schweizerischen Bauzeitung* zum Umgang mit Gegensätzen ausführlich geäussert, woraus ein ungewöhnlich langer Ausschnitt zitiert sei:

Werden wir auf höherer Ebene den alten psychophysischen Einheitsraum der Alchimie [nach C.G. Jung ein Gegengewicht gegen zu starke Spiritualisierung (Ergänzung der Autorin)] realisieren können, durch Schaffung einer einheitlichen begrifflichen Grundlage für die naturwissenschaftliche Erfassung des Physischen wie des Psychischen? [...] Die alte Frage, ob unter Umständen der psychische Zustand des Beobachters den äusseren materiellen Naturverlauf beeinflussen kann, findet in der heutigen Physik keinen Platz. Für die alten Alchimisten war die Antwort ganz selbstverständlich bejahend. [...] Die heutige Zeit hat wieder einen Punkt erreicht, wo die rationalistische

Einstellung ihren Höhepunkt überschritten hat und als zu eng empfunden wird. [...] Eine Flucht aus dem bloss Rationalen, bei dem der Wille zur Macht als Hintergrund niemals ganz fehlt, in dessen Gegenteil, z. B. in eine christliche oder buddhistische Mystik, ist naheliegend und gefühlsmässig verständlich. [...] Eben dadurch kann auch der Forscher, mehr oder weniger bewusst, einen inneren Heilsweg gehen. Langsam entstehen dann zur äusseren Lage kompensatorisch innere Bilder, Phantasien oder Ideen, welche eine Annäherung der Pole der Gegensatzpaare als möglich zeigen. Gewarnt durch den Misserfolg aller verführten Einheitsbestrebungen in der Geistesgeschichte will ich es nicht wagen, über die Zukunft Voraussagen zu machen. Entgegen der strengen Einteilung der Aktivitäten des menschlichen Geistes in getrennte Departemente seit dem 17. Jahrhundert, halte ich aber die Zielvorstellung einer Ueberwindung der Gegensätze, zu der auch eine sowohl das rationale Verstehen wie das mystische Einheitserlebnis umfassende Synthese gehört, für den ausgesprochenen oder unausgesprochenen Mythos unserer eigenen, heutigen Zeit. (Pauli 1959, S. 4)

Nach Pauli ist es nicht zielführend, eine zeitgenössische Synthese aller Fragmente und Bruchstücke zu suchen. Die, wenn man genau nimmt, just erneut einer grossen Erzählung entsprechen würde. **Vielmehr plädiert Pauli dafür, mit Gegensätzen leben zu lernen. Er spricht von einem inneren Heilsweg – jede Einzelne und jeden Einzelnen betreffend –, der kompensatorisch zum äusseren Durcheinander innere Bilder, Phantasien und Ideen entstehen lassen kann, die zu Wegen möglichen Zusammengehens von Gegensätzen führen. Er spricht aber von Annäherung – und nicht von Synthese.**

Für Architektur und Städtebau heisst mit Gegensätzen leben lernen, das durch Vereinheitlichung Ausgegrenzte, Unterdrückte und Entwertete wieder einzubeziehen. Nicht, um anstelle des heute Einen ein neues Anderes zu setzen. Sondern um beide Seiten – das Eine und das Andere – koexistieren zu lassen. Oder besser, beide Seiten miteinander kommunizieren zu lassen.

Was heisst, dass es in der gebauten Umwelt formal und räumlich zu Brüchen kommt. Was längst stattfindet. Bereits 1966 hat der amerikanische Architekt Robert Venturi das einflussreiche Buch *Complexity and Contradiction in Architecture* herausgegeben, worin er das Miteinander

des Verschiedenen unter dem Begriff des Sowohl-Als-Auch subsumiert, den er dem modernistischen Entweder-Oder gegenüberstellt. Womit Venturi inhaltlich nahe bei Meyers Durcheinandertal liegt.

Unbehagen

Im Begriff Unbehagen steckt das Wort Hag. Ein Hag stellt eine Eingrenzung dar, Hag bedeutet Schutz. Unbehagen demgegenüber deutet – im emotionalen, psychischen Sinne – auf fehlenden Schutz hin. In grossen Teilen der Bevölkerung lässt sich vermehrt ein gewisses Unbehagen gegenüber der gebauten Umwelt feststellen. Jedenfalls in der Schweiz. Festmachen lässt sich dies etwa an der Annahme sowohl der Zweitwohnungsinitiative vom März 2012 als der Kulturlandinitiative im Kanton Zürich vom Juni desselben Jahres, womit Baulandreserven nicht mehr eingezont werden können, oder nur bedingt.

Eine Wurzel dieses Unbehagens liegt wohl in der Tatsache begründet, dass es grundsätzlich eine Kluft zwischen den Anhängern einer Architektur im Geiste der Moderne und deren Gegnern oder Skeptikern gibt. Schon während meines Studiums in den 1980er-Jahren war auffallend, dass Bekannten und Verwandten oft Bauten gefielen, welche den damaligen Professoren und Assistentinnen innerhalb des Fachbereichs missfielen. Oder, anders ausgedrückt, wovon Fachleute schwärmten und was sie in Entzücken versetzte – insbesondere Werke der architektonischen Moderne –, liess Laien mehrheitlich verständnislos, allenfalls neugierig staunend zurück.

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, so jedenfalls lässt sich die Diskrepanz interpretieren, dass man Architektur erlernt oder studiert haben muss, um das Neue Bauen oder dann den International Style zu lieben. Zumindest kulturell gebildet sollte man sein. Laien und «kulturferne» Leute dagegen schätzen in der Regel eher überlieferte oder regionale Baustile.

Es ist im Prinzip eine Kluft zwischen den Produzenten von Bauten, den Fachleuten und Insidern, und ihren Rezipienten, den Outsidern oder Nutzerinnen und Nutzern. Viele Outsider empfinden offensichtlich ein Unwohlsein gegenüber der Abstraktion und Reduktion – und der daraus oft resultierenden Kühle, oder für manche gar Schroffheit – moderner Bauten. Obwohl sich über Ästhetik debattieren lässt,

gründet dieses Unwohlsein von Laien wohl tiefer als in fehlendem Wissen.

Vor dem Hintergrund beispielsweise der besonders in der Schweiz massenweise errichteten Wohnbauten, deren Fassaden vom Boden bis zur Decke voll verglast sind, kann man ein Gefühl von fehlendem Schutz gut nachempfinden: Wer will schon fortwährend auf einer Bühne leben? Vor allem abends, wenn die hell erleuchteten Räume in die Dunkelheit hinausstrahlen. Während die Passanten auf dem Trottoir die hellen Innenräume bestens sehen können, erkennen die Bewohnerinnen und Bewohner die Menschen draussen nicht.

Betrachtet man Architektur und Städtebau mit einem derart persönlichen Blick, kann man wiederholt fragen, ob Andrea Maihofers Überlegung nicht generell gelten sollte (Maihofer 2005). Nämlich, dass Wohlbefinden ganz grundsätzlich zu einem Motiv und Kriterium in der Bewertung von Wissen werden sollte? Ein Kriterium, das neben dem Rationalen Momente des Emotionalen zulässt und einbezieht. Womit – mit nochmaliger Reverenz an Ilse Aichinger (Meier-Seethaler)²² – wir uns nicht immer für das eine und damit gegen das andere entscheiden müssten.

Ist von Kluft zwischen der Architektur- und Bauproduktion und ihrer Rezipientinnen und Rezipienten die Rede, geht es nicht primär um ästhetisches Empfinden. Oder darum, dass Laien der Moderne verpflichtete Bauten meist weniger schätzen als vormoderne oder jedenfalls weniger abstrakt ausgestaltete Gebäude. Vielmehr geht es ums emotionale Empfinden: Darum, ob Menschen sich in Räumen wohlfühlen, ja geborgen und beschützt fühlen, und sich entsprechend auf ihre je persönliche Weise in diesen Bauten wiederfinden.

Es geht weiter darum, dass sie sich mit einem Ort identifizieren können, jedenfalls partiell. Gleichzeitig ist es möglicherweise bis zu einem gewissen Grade dieses verbreitete Sich-nicht-Wiederfinden, das oft Unwohlsein und Unbehagen auslöst. Ist dies der Fall, übernehmen die Leute als Bewohnerinnen und Nutzer oft keinerlei oder wenig Verantwortung für ihre gebaute Umgebung.

Vielleicht liegt hierin mit ein Grund, warum viele Orte heutzutage verschmutzt, zuweilen verwahrlost oder «versifft» sind. Wobei diese Einsicht die getätigten Zerstörungen oder Verschmutzungen natürlich

nicht entschuldigt. Doch erhöht die eigene Identifikation mit einem Ort die Chance und Wahrscheinlichkeit, mit diesem sensibel und respektvoll umzugehen.

²² Vgl. einleitendes Zitat S. 10.

Unordnung aushalten

Frauen ohne Männer in der Stadt verkörpern eine generelle Bedrohung der Ordnung, wenn die rigide patriachalische Hierarchie erst einmal geschwächt ist. Deshalb symbolisieren Frauengestalten den Mob, das Fremde, die Revolution. Ironischerweise erweisen sich Frauenfiguren oft als vom Stadtleben weniger eingeschüchtert als Männer. Wie wir bereits gesehen haben, entwarfen die meisten männlichen Autoren des frühen 20. Jahrhunderts ein bedrohliches Bild von der modernen Metropole (mit Ausnahme von James Joyce), während zeitgenössische Autorinnen wie Virginia Woolf und Dorothy Richardson positiv auf die Stadt reagierten. (Wilson 1993, S. 160)

Als eine mögliche abschliessende, eine Art zusammenfassende Klammer lässt sich sagen, dass Bauten Ausdruck sozialer, gesellschaftlicher, politischer, wirtschaftlicher, ästhetischer sowie letzten Endes auch nach Geschlechtern strukturierter Ordnungen sind. **Das Leben insgesamt kann sich im Gebauten aber dann am besten spiegeln, wenn möglichst viele Menschen an dessen Konzipierung und Gestaltung teilhaben.** Wenn möglichst viele ihre Lebenserfahrungen, Bedürfnisse und Wünsche einbringen können.

Wichtig ist, dass ihre Herangehensweisen als sich ergänzende, gleichwertige gewürdigt werden. Denn was wir brauchen, ist Gleichwertigkeit in der Differenz. Was wir brauchen, ist Vielheit, was heisst, eine in sich nicht einheitliche Vielzahl.

Nicht perfekt und abgeschlossen, aber lebendig und angstfrei

Bis zu einem gewissen Grade bedeuten Vielheit, Vielfalt und Facettenreichtum einen Verlust von Kontrolle. Lässt man möglichst viele Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Gruppen an Entwicklungs- und Entscheidungsprozessen teilhaben, sind diese weniger vorhersehbar, als wenn nur eine Gruppe Ausgewählter die Bestimmungsmacht hat.

Kontrollverlust ist auch Ordnungsverlust. Doch interpretiert beispielsweise die Sozialpsychologin Elizabeth Wilson Unordnung als eine Möglichkeit von Befreiung. So stellt sie den Gang der ersten Frauen in die Metropolen und städtischen Zentren Anfang des 20. Jahrhunderts als Gewinn von Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Freiheit dar (Wilson 1993). Nur schon der Umstand, dass diese Frauen als Hausangestellte, Gouvernanten, Wäscherinnen und Zimmermädchen ihr eigenes Geld verdienten, über das sie selbst entscheiden und verfügen konnten, bedeutete eine neue Eigenständigkeit und Freiheit.

Auch heute stellen sich in Architektur und Städtebau zahlreiche Fragen nach Unordnung und Chaos (etwa Zibell 1995). Wozu gleichzeitig eine Aussage des Architekten und eremitierten ETH-Professors Peter Märkli passt, die er anlässlich seines Abschieds von der Hochschule äusserte. Er meint, «ein grosses, stabiles Ganzes muss Fehler aufnehmen können» (Märkli 2016). Eine in sich stabile Ganzheit impliziert eine Art grosse Klammer, die Vielfalt und Differenzen zusammenhält, ohne sie zu beherrschen.

Wollen wir unsere gebaute Umwelt wieder reichhaltiger, vielfältiger, bunter, ja auch unordentlicher, letztendlich aber lebensnaher gestalten, bleibt uns schliesslich wirklich nichts Anderes übrig, als das Ausgegrenzte und Entwertete wieder einzubeziehen und wertzuschätzen. Denn, um nochmals die scharfsinnige Virginia Woolf zu zitieren, die vor bald 90 Jahren schrieb:

Ist es besser, ein Kohleträger oder ein Kindermädchen zu sein? Ist die Putzfrau, die acht Kinder grossgezogen hat, von geringerem Wert für die Welt als der Anwalt, der hunderttausend Pfund verdient hat? Es ist sinnlos, solche Fragen zu stellen, denn niemand kann sie beantworten. Nicht nur steigt und fällt der vergleichbare Wert von Putzfrauen und Anwälten von einem Jahrzehnt zum anderen, sondern wir besitzen auch keine Massstäbe, um sie in ihrem gegenwärtigen Zustand zu vermessen. (Woolf 2012, S. 55)

Legen wir gelegentlich die Massstäbe beiseite. Und überlegen mit Herz und Verstand, was unser Leben und das der Anderen lebenswert machen kann. Und arbeiten an dieser Welt, ohne die Angst vor einer nörgelnden Stimme.

Denn es ist wichtig, dass Angst uns nicht lähmt. Und wird noch wichtiger werden, wie die folgende Geschichte der österreichischen Schriftstellerin Marlene Streeruwitz aufzeigen kann, die sie aufgrund einer Begegnung mit einem netten weissen älteren Herrn am Tage nach der Wahl von Donald Trump zum Präsidenten der USA erlebt hat und folgendermassen festhält:

«Jetzt.» sagte er. «Jetzt. Nach dieser Wahl. Da könnte ich ja «blöde Fotze» zu Ihnen sagen, und es kann mir nichts passieren. Was?» Der Mann legte fragend seinen Kopf zur Seite und lächelte schelmisch-verschwörerisch. «Ich meine das nicht böse», sagte er noch und lachte fröhlich. «Die Zeiten haben sich geändert», rief er und stieg in sein Auto ein. [...] Wäre ich nicht diesem netten älteren Mann in der Innsbrucker Tiefgarage begegnet, hätte ich das Normale an der Brutalität des Kommenden nicht in dieser Klarheit sehen können. (Streeruwitz 2016)

Mit Donald Trump habe eine Kultur des Rassismus und der Frauenverachtung gewonnen, analysiert Streeruwitz weiter. Édouard Glissant demgegenüber möchte mit dem Begriff der Kreolisierung, verbunden mit dem Bild des Geflechts, alle Erzählungen zusammenbringen

und aufeinander beziehen. Ein Geflecht mit all seinen Strängen ist ein eindrückliches symbolstarkes Bild für Ausgeglichenheit, für Balance, schliesslich für Gleichwertigkeit.

Gleichwertigkeit, ohne gleich sein zu müssen. Denn alle Stränge sind wohl gleichermaßen notwendige Teile des Geflechts. Sie bauen es auf, sie tragen es. Man könnte auch Gewebe beziehen. Auch dort sind alle Fäden notwendig, um das Ganze aufzubauen und es dicht und widerstandsfähig werden zu lassen. Dennoch können Stränge und Fäden farblich oder in ihrer Struktur, in ihrer Dicke oder gar ihrer Materialität unterschiedlich sein.

Ein Gewebe oder ein Geflecht ist nicht dichotom angelegt, seine zwei Seiten sind nicht hierarchisch strukturiert. Vielmehr können sie von unten und oben betrachtet werden, von rechts und von links, auch quer oder schräg. Die verschiedenen Blicke sind wohl jeweils andere – keiner aber ist der richtige. Geflechte und Gewebe eröffnen differenzierte, vielfältige Blicke.

Nach Wilsons Analyse im obigen Zitat verkörpern Frauen, die ohne Männer unterwegs sind, eine Bedrohung der (männlichen) Ordnung (Wilson 1993, S. 160). Eine Wahrnehmung, die noch heute ihre Gültigkeit haben kann. So berichtet Streeruwitz nach besagter Begegnung weiter:

«Die Clinton», sagte der Mann. «Die Clinton. Die wollte doch eh nur Krieg führen.» Auf meine Frage, was denn eine Frau nun machen sollte, damit man ihr keinen Vorwurf machen könne, antwortete der Mann, dass die Frauen einfach zu Hause bleiben sollten. [...] Man müsse die Männer schützen. Vor den Frauen. (Streeruwitz 2016)

NEIN. Wir bleiben sichtbar. Wir nehmen es auf mit der Brutalität des Kommenden. Wollen zuweilen gar «Frauengestalten sein, die den Mob, das Fremde oder die Revolution symbolisieren» (Wilson 1993, S. 160). Und wir bringen Unordnung in die Stadt. Denn wir sind gleichwertig – ohne gleich zu sein.